

15.03.2012

Versöhner und Spalter



Eindeutig für Israel: Die "Bild"-Zeitung vom 6. Juni 1967.

Von Dierk Wolters

Er steht auf dem Ölberg, und sein Blick schweift über Jerusalem, die heilige Stadt – ein Bild von hoher Symbolkraft, das den Eingang der Schau markiert. Inszeniert hat es Axel Springers Sohn Sven Simon im Juni 1967, wenige Tage nach dem Sechs-Tage-Krieg, über den die Springer-Medien, allen voran die "Bild"-Zeitung, stark proisraelisch berichtet hatten. Dieses Bild sagt viel über den Verleger (1912–1985), der einst mit dem Vorsatz angetreten war, das größte Zeitungshaus Europas zu errichten, und mit diesem nicht unbescheidenen Karriereziel sowie vor allem den rüden

Methoden seines Boulevard-Blattes "Bild" zu einem der meistgehassten Deutschen in der Nachkriegszeit wurde. Hier, in Israel, sah er sich nicht als Spalter, sondern als Versöhner. Profilierte sich nicht als Chef eines Sensationsblattes, das berüchtigt für infame "Hetze" war, sondern nachdenklich und voller Demut.

Gemeinsam mit Ex-Nazis

Nur ein uneingeschränktes Schuldeingeständnis der Deutschen könne den Weg zur "Aussöhnung zwischen Juden und Deutschen" ebnen. Davon war Axel Springer so überzeugt, dass er dieses Ziel sogar in die Statuten seines Verlagsimperiums fließen ließ: Bis heute muss es jeder Journalist des Konzerns unterschreiben.

Wie ist das möglich, dass ein Mann von solch konservativem Zuschnitt wie Axel Springer aus innerer Überzeugung die Freundschaft, ja, die Verzeihung der Juden sucht Dass er aber nicht nur mit NS-Widerständlern, sondern auch mit ehemaligen Nazis zusammenarbeitete – mit Eduard Rhein etwa, der die "Hör zu" gestaltete und früher die NS-Propaganda-Illustrierte "Signal" gestaltet hatte, oder mit Paul Carell, Obersturmbannführer der SS, Leiter der Presseabteilung unter Ribbentrop im Auswärtigen Amt? 1944 publizierte letzterer infame Anregungen für inszenierte Judenrazien. Axel Springer wusste davon – dennoch war Carell einer seiner engsten Berater.

All diese Fragen stellt die Ausstellung im Jüdischen Museum. Und beantwortet sie nicht. Springers Menschenbild und seine Personalpolitik bleiben im Dunkeln. Und doch kommt selbst einer seiner massivsten Gegner, der Journalist Günter Wallraff, der in den 80er Jahren heimlich bei "Bild" arbeitete und darüber Bücher schrieb, nicht umhin, den Erzfeind für sein Israel-Engagement zu loben.

Eine Interview-Collage mit zwölf Männern, die als Kenner von Springer gelten dürfen, vom Frankfurter Wissenschaftler Micha Brumlik bis zu "Bild"-Chef Kai Diekmann und dem Springer-Vorstandsvorsitzenden Mathias Döpfner, bringt vor allem eines zutage: Springer meinte es ernst mit seinem Aussöhnungsgedanken. Genauso ernst wie mit seinem Bekenntnis zu Deutschland, das er gern wiedervereinigt gesehen hätte. Ein nationalistischer Judenfreund, in Israel zeitweise der beliebteste Deutsche, in Deutschland eine immer größere Feindfigur: Linke Studenten setzten im Gefolge der 68er-Unruhen die Hetzmethoden seines Blattes mit denen der Nazis gleich. Springer

retournierte, indem er in seinen Blättern Revolutionäre zeigte, die Scheiben einwarfen. Die Ähnlichkeit zu den Pogromen 1938 war unübersehbar.

Es war ein Kampf um Bilder, ein Kampf um die Geschichtsdeutung und um den richtigen Weg, in dem mit NS-Feindbildern um Deutschlands Zukunft gerungen wurde. Eine mediale Schlacht, die bis heute tobt: Des propagandistischen Tenors der zahlreichen "Bild"-Zeitungsseiten, denen man in der Ausstellung begegnet, und die skrupellos Nachricht und Meinung vermengen, kann man sich bis heute nicht entziehen. Zwei Wochen, nachdem der FDP-Politiker Jürgen Möllemann Ariel Scharon und Michel Friedman im Juni 2002 hinterhältig beschimpft hatte, berichtete "Bild" über einen Anschlag in Israel mit blutigen Fotos unter der Überschrift "Schaut her, ihr Möllemänner!" Das polarisiert bis heute.

Bis zum Größenwahn

"Bild dir dein Volk" – die Schau zeigt Ambivalenzen, die sich nicht auflösen lassen: Axel Springers projüdisches Engagement ist nicht zu denken ohne seinen "verdrucksten messianischen Größenwahn" (Micha Brumlik im Interview). Wie wäre es ums deutsch-israelische Verhältnis heute bestellt, wenn dieser unangenehm selbstgerechte Egozentriker sich nicht mit der ganzen Macht seines Imperiums für das jüdische Volk stark gemacht hätte, sondern dagegen? Das ist eine der erschreckendsten Fragen, die man von der Ausstellung mitnimmt.

Dass man Springers Motivation auch nach dem Parcours durch Biografie und Wirkungsgeschichte nicht auf die Schliche kommt, ist, vielleicht, auch dem Umstand geschuldet, dass dem hochengagierten Ausstellungsmacher Dmitrij Belkin der Zugang zu Springers Privatarchiv verschlossen blieb. Eine Schau, die nachdenklich macht, trotz oder wegen all der Widersprüche, die sie nicht erklären kann.

Bis 29. Juli, Jüdisches Museum, Untermainkai 14–15, Frankfurt. Geöffnet Di bis So 10–17, Mi 10–20 Uhr. Eintritt 4 Euro. Telefon (069) 212-350 00.

Internet <http://www.juedischesmuseum.de>

© 2012 Frankfurter Neue Presse